Offener Schreibebrief des Philipp Sauerampfer.

Mein lieber Herr Redaktionär!

Es is e toffes Ding, wenn en Mann den Mistehk mache duht un duht so war mer auf deitsch sage duht, e Pletchs seine. In die mehrschte Käses is es e schreckliches Hardschipp un mehr wie dausendmal duht er wische: „Ach, wenn ich doch so kein verdolltes Rindvieh gewesen wär. Sehn Se, das is was die Mätter mit mich is. Wie ich Ihne in mein letzte Schreiwebrief riepohrtet hen, hen ich mein Meind aufgemacht, mich das schreckliche Häbbit Schnuff zu juhse abzugewöhne, das meint es mit einem Schlag intejerlie aufzugewöne un das war wo ich en Mistehk gemacht hen. Denke Se doch nur emal, wenn en Feller schon sei ganzes Lewe lang das Schnuff Häbbit hat, dann is der Schnuff gewissermaße in seine Seel un in sein Blut iwwergange un es is ziemlich hart zu kwitte. Awwer, ich hen emal mein Meind aufgemacht, un wo en Wille is, da is auch en Weg. Wie ich am erschte Morgen wach geworde sin, hen ich nach meine Schnuffbacks gegriffe, for en Ciohpener zu nemme; awwer die Schnuffbacks is gar nit dagewese un da hen ich gedenkt, well, es geht auch emal mitaus. E halwe Minnit später hen ich schon wider meine Schnuffbacks gesucht un den Weg is es weiter gange.

Schließlich sin ich ganz dessperet! geworde. Bei Galle hen ich gedenkt, ich muß ebbes hen, for meine Nörfs daunzukweitene, un da sin ich in den Keller gange un hen mich en diesente Drink Wißkie getäckelt. Das hat e wenig aeholfe un ich hen jetzt for volle zwei Minnits nit an mein Schnuff gedenkt. Dann is es awwer widder los gange. Sie könne sich gar kein Begriff mache, was ich for e Longing un e Verlange nach den verdollte Schnuff gehabt hen, ich denke mer ruft das auf deitsch krehfing. O, well hen ich gedenkt, dann muß ich wider emal en Wißkie täckle, un den Weg is es den ganze Morgen weiter gange. Bis zu Dinnerzeit hen ich so ebaut zwanzig Wißkies in mich gehabt. Ich hen off Kohrs nur immer e ganz klein wenig genomme, awwer so bei und bei hen ich doch gemerkt, daß ich im beste Begriff war e ganz gehörige Kischt zu rehse. Das sin mich schöne Geschichte: den Schnuff gewöhn ich mich ab un den Wißkie gewöhn ich mich an. Die Lizzie, was meine Alte is, die hat gesagt: „Schiewitz, was machst du denn so oft in den Keller? Mer könnt ja grad denke, du dehst da unne Küche backe un mißt alle Minnit nachguke, daß er dich nit anbrenne deht."

Well, nach den Dinner hen ich zuerscht e wenig geschlafe un dann hen ich en Wahk genomme. Wenn ich amen Tobäckostohr sin komme, do hen ich immer en korze Hundstrapp gemacht, daß ich möglichst schnell gepähst sin. Ich hen gedenkt, die frische Luft deht den Eppeteit for Schnuff vertreiwe, awwer es is immer schlimmer geworde. Ich hen ganz schrecklich gefoffert un hen awwer die Lizzie kein Wort von gesagt. Die hat off Kohrs genohtißt, daß ebbes mit mich die Mätter war, bekahs ich sin ganz daunhartet geworde, so was mer auf deitsch die Bluhs rufe duht. Am Abend sin ich zu den Wedesweiler un hen gedenkt, dort wern mich die Gedanke an den Schnuff vergehn. For e Weil is es ja auch ganz gut gange, wie awwer der Mertschent Tehler Goldfisch komme is un hat seine Schnuffbacks herausgeholt, da hen ich ein Schill nach den annere kriegt. Er hat gesagt, hier Phil, nemm dich emal eine. Ich hen awwer gesagt, ich müßt emal mit den Schnuff stappe, bikahs ich hätt e Pimpel an meine Nos un se wär ganz fohr. So sin e paar Stunde vorbeigepähst un dann hen ich es nit mehr aushalte könne. Ich sin heim for mich ins Bett zu lege. Sell hen ich auch gedahn un da hen ich auf einmal gedenkt: Gasch jetzt hast du schuhr genug en ganze Dag lang kein Schnuff gehabt; so ebbes verdient ennihau en Rieward un es deht gewiß kein Harm, wenn ich mich noch e ganz klein wenig Schnuff als e Neitkäpp genehmige deht. Ich sin aus den Bett aufgestanne un hen mich mei Backs geholt. Dann hen ich awwer eine getäckelt un zwar mit Verstand. Ach du mei, was hat das ja so gut geschmeckt! Ich hen gar nit iwwer den Genuß enauskomme könne. Uff eemal is es erscht zu mein Meind komme, daß ich in die paar Minnits wo ich da gesesse hen, zum wenige siwwe un dreißig Schnuffs getäckelt katt. Ich hen dann zu mich gesagt: „Philipp, hen ich gesagt, heut hast du e verdolltes Kameel aus dich gemacht. Ich muß ettmitte, daß das Schnuffe nicks ekstra feines is, awwer ein böses Häbbit muß jeder Mensch hen un ich kann gar nit sehn, for warum ich mich nit die kleine Freud mache soll. Das is ja doch so ebaut alles was ich von mei Lewe hen. Un dann hen ich mich awwer noch en schöne, große, diesente Schnuff getäckelt un sin dann mit den Gedanke ins Bett gange un eingeschlafe, daß ich so bald kein Pletsch mehr seine wollt, womit ich verbleiwe Ihne Ihrn liewer

Philipp Sauerampfer.

Neues Leben.

Skizze von Helene Lang-Anton.

In dem internationalen Modebad W. erregte eine blasse blonde Frau, die im Rollstuhl von einem Diener gefahren wurde, Aufsehen. Sie war schneeweiß gekleidet, was sie noch blasser erscheinen ließ. Die zarte Hand, durch die man die Adern schimmern sah, hielt einen Strauß weißer Lilien, die starken Duft ausströmten.

Sie schien dies nicht als Störung zu empfinden, denn oft neigte sie den Kopf und roch an den Blumen. Den aufmerksamen Beschauer, der ein Herz für fremdes Leid besaß, mutete diese weißen Blüten, die die Köpfe hängen ließen, wehmütig an. Sie forderten unwillkürlich zum Vergleich heraus. Auch die zarte blasse Frau saß mit vornübergeneigtem Kopf da. Nichts regte sich in ihren Mienen, das Interesse an der Außenwelt verraten hätte. Nur ab und zu huschte ein Schimmer von einem Lächeln über ihr Gesicht, wenn das kleine Mädchen, das neben dem Rollstuhl zierlich schritt, sie mit einer Frage oder Liebkosung bestürmte. Dann kam Leben in das starre Gesicht, Kummer in die großen grauen Augen.

Der Rollstuhl hielt fast stets neben der Musik; nicht vorne, wo die Menge drängte — seitlich, etwas gedeckt von den großen Bäumen. Es war kein Versteck. Denn wer nur etwas die Hauptpromenade verließ, um sich in dem schönen Kurgarten zu ergehen, mußte, wenn auch in einiger Entfernung, an ihr vorüber.

An sie selbst heranzutreten wagte niemand, da verschiedene Annäherungsversuche von der Kleinen energisch mit den Worten: „Mama darf nicht sprechen", zurückgewiesen worden waren. Die Kranke selbst hatte freundlich lächelnd es durch ein Kopfneigen bestätigt, wohl auch ab und zu um Entschuldigung gebeten, wenn der Protest des Kindes etwas zu hastig ausfiel. Das hatte sich herumgesprochen und das Interesse an der blonden Heiligen, wie sie genannt wurde, noch vermehrt. Zu diesem gesellte sich Mitgefühl. —

An einem besonders heißen Tage war es, als Frau Sadora, gefolgt von ihrer Kleinen, angefahren kam. Sie war noch blasser als gewöhnlich und ihre zarte Hand hielt wieder den Lilienstrauß.

Da trat ihr Arzt, der eben von einer Kranken aus dem Kurhaus kam, an sie heran. Er wollte ihr die Lilien fortnehmen. Sie hielt sie fest und sah ihn ganz erschrocken an. Dies Erschrecken stand in gar keinem Verhältnis zu der Unbedeutenheit des Vorfalls, wenn nicht der traurige Gedanke sich dahinter geborgen hätte, daß schon ein paar Blumen für die Kranke, die vielleicht nicht mehr viel zu verlieren hatte, einen Verlust bedeuten.

Mißbilligend kam es von des Arztes Lippen:

„Der Geruch der Lilien ist zu stark für Ihre Nerven, gnädige Frau."

„Ich liebe ihn."

„Ich halte es für absolut gesundheitsschädlich, den Geruch täglich, stündlich einzuatmen."

„Ich bin daran gewöhnt, das schadet mir nichts mehr."

Ob sie es unbewußt, ob sie es mit Absicht gesagt, es lag eine Hoffnungslosigkeit in den Worten „nichts mehr", die trostlos wirkte.

Der Arzt hatte nicht den Mut, sein Verbot zu wiederholen. Er gab ihr noch einige Verhaltungsmaßregeln, die sie mit einem müden Kopfnicken beantwortete, steckte der Kleinen ein paar Schokoladentäfelchen in die Hand, die er zu diesem Zweck stets in seiner Rocktasche trug, und winkte dem Diener mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen.

Als sie außer Hörweite, sagte er eindringlich:

„Wo holen Sie nur immer die weißen Lilien her?"

„Ich? Ich hole sie gar nicht."

„Nicht? Die gnädige Frau kann sie sich doch nicht selbst besorgen."

„Nein."

„Nun, wer bringt sie ihr denn?"

„Ich weiß nicht."

Doktor Weyl wurde ungeduldig.

„Woher hat die gnädige Frau diese Blumen, die ihren Nerven entschieden schädlich sind."

„Sie liegen jeden Morgen auf dem Fenster, das nach der Veranda geht."

Erstaunt sah Doktor Weyl den Diener an. „Und die gnädige Frau hat keine Ahnung, wer sie hinlegt? Und Sie auch nicht, wirklich nicht?"

„Wirklich nicht. Ich kann nur annehmen, daß jemand von der Vorliebe der gnädigen Frau für Lilien gehört, vielleicht auch in ihren Händen welche gesehen, die ich anfangs besorgen mußte. Jetzt brauche ich es nicht mehr; denn jeden Morgen, wenn die gnädige Frau zum Frühstück herauskommt, liegen auf dem Fensterbrett drei Lilien."

„Und die gnädige Frau forscht nicht nach dem Spender?"

„Nein."

„Sie fragt nicht einmal, wer sie hinlegt?"

„Nein."

Dokter Weyl verstummte. Diese Gleichgültigkeit, die fast ans Wesenlose streifte, war nicht dazu angetan, Kräfte zu heben, entschwundene Gesundheit wiederzubringen. Und doch hätte er viel darum gegeben, dies junge Leben zu retten.

Er hatte manchen Einblick in ihre verschlossene Seele getan, ihren inneren Reichtum erkannt und sich fest vorgenommen, mit dem schwarzen Gesellen, der schon die Arme nach ihr ausgestreckt, zu ringen. Er haßte diese Blumen fast, die ihre schwachen Nerven noch mehr angriffen und ihre Kräfte, statt zu heben, verminderten. Auch gegen diese Gleichgültigkeit mußte sie ankämpfen, das Leben mußte in ihr erwachen. Und unwillkürlich lenkte sich sein Blick nach dem kleinen Mädel, das stets so vorsorglich um die Mutter bemüht war.

Frau Sadora lauschte mit geschlossenen Augen dem Brautchor aus Lohengrin. Die süßen Klänge durchzogen ihre Seele, weckten neue Lebenshoffnung.

Plötzlich schlug sie die Augen auf und begegnete einem andern Augenpaar, das voll auf ihr ruhte. Es gehörte einem noch jungen Mann, der auf einem der bequemen Holzsesseln, die um die Musik herumstanden, saß. Sie hatte ihn schon öfter bemerkt; an seinem langsamen Gehen, seiner fahlen Gesichtsfarbe hatte sie erkannt, daß er gleich ihr ein Kranker war. Auch ihr Arzt hatte zu ihr von ihm gesprochen, vielleicht auch zu ihm von ihr. Denn sie fand ihn oft auf ihren Wegen, und nie geschah das, ohne daß seine Augen die ihren suchten.

Heute war ein ganz besonderer Ausdruck darin, der sie befangen machte. Und wie unter einem Bann versenkten sich ihre Augen ineinander. Ein leichtes Rot stieg in ihre blassen Wangen, fast lebhaft richtete sie sich auf. Dabei entfielen ihr die Lilien. Sie konnte sie nicht aufnehmen, und der Diener stand abseits im Gespräch mit dem Doktor. Auch die Kleine, die mit anderen Kindern spielte, war ihrem schwachen Ruf nicht erreichbar.

Als sie sich hilfesuchend nach allen Seiten umsah, stand er plötzlich vor ihr, bückte sich und reichte ihr stumm die Blumen.

Wieder färbten sich ihre Wangen, als sie leisen Dank flüsterte.

Bei der Ueberreichung der Blumen berührten sich ihre Hände eine Sekunde nur; aber sie ließ eine Verlegenheit zurück, die ihrem Gesicht etwas Rührendes gab.

„Von Kermén," stellte er sich vor. Da trat der Arzt heran.

„Wieder ohne Ueberzieher, Herr Baron."

„Es ist ja so warm heute."

„Die Abende sind schon recht kühl, und da Sie mir auch darin nicht folgen und nicht früh nach Hause gehen —"

„Soll man sein Leben noch kürzen?" warf Baron Kermén ein. Unwillkürlich begegneten seine Blicke denen Frau Sadoras. Ein trauriges Verstehen lag darin, ein Verstehen, das die Brücke zwischen ihnen baute.

Der vielbeschäftigte Arzt, den die Gewohnheit abgestumpft, merkte nichts von den Fäden, die sich um die beiden Menschen, die ein verschiedenes und doch gemeinsames Schicksal trugen, spannten. Er war sichtlich verstimmt, daß seine Vorschriften nicht eingehalten wurden, und fing auch wieder an, von der Schädlichkeit der Lilien zu sprechen. Zu gleicher Zeit schickte er den Diener nach einem Sessel für Baron Kermén, der nicht so lange stehen durfte.

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste?"

„Bitte, das heißt, wenn der Herr Sanitätsrat —"

„Ich habe nichts dagegen, vorausgesetzt, daß Sie nicht zu viel und nicht zu lange plaudern. Vielleicht wählen Sie als Gesprächsthema die Notwendigkeit, ärztlichen Vorschriften zu folgen."

Mit diesen Worten empfahl er sich.

Frau Sadora sah ihm wehmütig lächelnd nach.

„Ein lieber guter Mensch, er hat nur zu wenig Verstellung für einen Arzt."

„Ja," stimmte Baron Kermén zu. „Wenn er einen an die Genesung glauben machen will, klingt sein Ton unsicher, und die Sorge lugt hinter jedem Trostwort hervor."

„Haben Sie das auch empfunden?"

Er antwortete nicht. Wozu ein für Kranke so ungeeignetes Thema fortsetzen.

Nach einer Pause sagte er:

„So lang man lebt, hofft man auch, gnädige Frau. Denn dieses Hoffen ist vielleicht ein schmaler Pfad zur Genesung."

Sie nickte nur und roch an den Lilien. Dann sagte sie lächelnd:

„Diese Blumen, die ich nicht missen kann, sind sein Aerger. Er mag ja recht haben, daß der scharfe Duft für meine schwachen Nerven nicht taugt; aber wenn man sich mit dem Gedanken vertraut machen muß, bald alles zu missen —"

Sie schwieg plötzlich; sie fühlte tief innerlich, daß sie sich mit dem Gedanken noch nicht vertraut gemacht hatte, daß die Resignation, in die sie sich hineingeredet, beim ersten Lebensruf in nichts zerflatterte. Und in seltsamer Uebertragung ihres Gedankens sagte er, indem er ihr fest in die Augen sah:

„Wir wollen den Willen zum Leben festhalten, nichts unversucht lassen, die Vorschriften des Arztes genau erfüllen, die schädlichen Blumen für immer entfernen." Er griff danach.

Sie zuckte zusammen. Dann öffnete sich ihre Hand — die Lilien fielen zu Boden. Zu gleicher Zeit kamen ihr die Tränen.

„Sie weinen, gnädige Frau?" Schon wollte er die Blumen wieder aufheben, da wehrte sie ab.

„Lassen Sie nur. Wenn uns etwas genommen wird, beweinen wir es."

„Und wenn uns etwas gegeben wird, bejubeln wir es," vervollständigte er, neigte sich und küßte ihr die Hand.

Sie senkte die Augenlider. Auch sie fühlte etwas von kommendem Jubel gemischt mit Angst, ihn nicht erwarten zu können. Ihre Gleichgültigkeit war gewichen, ihre Sehnsucht nach dem Leben aufs neue geweckt und aus diesem Gefühl heraus sagte sie lebhaft:

„Es wird kühl, und wir haben auch genug gesprochen. Wir wollen folgsam sein."

Er erhob sich. „Darf ich sagen, gnädige Frau, auf Wiedersehen?"

„Auf Wiedersehen," kam es leise von ihren Lippen zurück. Und lächelnd setzte sie hinzu: „Wir wollen einer den andern überwachen, zur Vorsicht mahnen, damit unser guter Doktor nicht mehr nötig hat, über Eigensinn zu klagen. Ich bekomme die Blumen —"

„Und ich hülle mich in den Ulster auch bei zwanzig Grad Hitze."

Sie lachten und reichten sich die Hände wie alte Freunde.

Da kam die Kleine angelaufen. Erstaunt sah sie bei ihrer Mutter einen fremden Mann, der ihre Hand hielt, und diese selbst saß aufrecht mit rosigen Wangen und leuchtenden Augen und sah aus ganz wie früher, als sie noch gesund war. Dann reichte auch sie freiwillig dem Fremden ihr Händchen.

„Bist Du ein Doktor? Und ist Mama jetzt gesund?"

„Noch nicht, aber sie wird gesunden." —

Am nächsten Morgen, als Frau Sadora zum Frühstück ins Zimmer trat und ihren Fensterplatz wie gewöhnlich einnahm, fehlten die Lilien. Nun wußte sie auch, wer der Spender gewesen. Ein seltsam süßes Gefühl durchflutete ihr Herz und Sinne. Sie fühlte kommende Genesung, kommendes Glück.

Feuilleton.

Die Honigkur. — Ueber die Wirksamkeit von Honig auf dem Gebiete der häuslichen Krankenpflege und wie eine Honigkur gebraucht werden soll, sei Folgendes bemerkt:

Der echte Honig ist nervenstärkend, blutbildend und reinigt die Schleimhäute. Nach fünfjähriger Schlaflosigkeit, von schwachen Nerven herrührend, nahm ich längere Zeit, abends vor dem Zubettegehen und morgens einen Kaffeelöffel voll Honig, nach einiger Zeit konnte ich wieder gut schlafen. Bei Hals- oder Brustkatarrh mache ich eine Honigkur, indem ich den Honig löffelweise in warmer Milch oder warmem Wasser, so oft ich Durst habe, trinke, dies hilft mir jedesmal. Habe, seitdem ich alle Jahre eine Honigkur mache, immer guten Appetit und gesundes blühendes Aussehen. Bei Husten in der Nacht einen Löffel Honig genommen, beruhigt sogleich. Der Honig ist auch für Kinder jeden Alters sehr gut, in kleinen Portionen gegeben, bei solchen, die dem Husten mehr oder weniger unterworfen sind. Bei Gebrauch des Honigs ist man vor Verstopfung sicher.

Bei Brand oder Schnittwunden wird sofort Honig aufgelegt und immer mit Erfolg, denn der Honig hält nicht nur den Zutritt der Luft ab, sondern er wirkt auch sehr reinigend. Bei Schnupfen, Husten und Heiserkeit leistet er, alle 15—20 Minuten 1 Teelöffel voll langsam genossen, ausgezeichnete Dienste. Der tägliche Genuß des Bienenhonigs macht den Körper widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse, kräftigt ihn ungemein und stärkt das Gedächtnis, was ich alles aus eigener Erfahrung bezeugen kann.

Auch auf Lunge und Magen hat er einen großen Einfluß. Ich litt vor einigen Jahren an Magen- und Darmschlaffung. Medizinieren half nichts. Nun probierte ich es mit einer Honigkur. Morgens und abends trank ich eine Tasse heiße Milch mit reichlich Honig darin aufgelöst, nach dem Mittagessen ein Glas Honigwasser und daneben nahm ich noch ungefähr alle 30 Minuten 1 Teelöffel voll Honig. Nach etwa 4 Wochen war ich ganz hergestellt. Seitdem ist mir der Honig ein tägliches Bedürfnis und ich erfreue mich dabei einer Kraft und Jugendfrische, die mich ganz vergessen läßt, wie weit ich schon an Jahren vorgerückt bin.

Blutarmut wird gehoben durch reichlichen Genuß des echten Bienenhonigs. Wir hatten eine Tochter, die jedes Frühjahr so stark an der Bleichsucht litt, daß sie einige Zeit kaum mehr arbeiten konnte. Weder Eisenmittel noch Essenzen halfen. Eine vierwöchentliche Honigkur brachte dann sozusagen gänzliche Heilung. Morgens und abends reichlich Honig in heißer Milch aufgelöst, nebenhin in heißem Wasser oder für sich allein genommen, etwa 1 Kilo per Woche. Von Tag zu Tag wurde das Mädchen merklich kräftiger und die Krankheit kehrte das folgende Jahr nicht wieder.

Betonen muß ich, daß ich glaube, wenn der Honig die richtige gute Wirkung hervorbringen soll, er nicht rasch gegessen, sondern tüchtig eingeschelchelt und langsam geschluckt werden soll. Ein gar zu defiziler Magen kann an den Honiggenuß gewöhnt werden, wenn man mit dem Genuß von einer Erbsgroß anfängt und dann jeden Tag etwas steigt.

Das deutsche Spielzeug in England und Amerika. — „Nürnberger Tand" ist in der ganzen Welt bekannt. Besonders in den letzten Jahren ist Nürnberger Tand ein Verbreitungsfeld erschlossen worden, das sich mit dem anderer Exportgegenstände des deutschen Reiches durchaus messen kann. Die Wiege des in die Welt hinausgehenden Tandes hat allerdings nicht immer in Nürnberg gestanden; sondern in Deutschland sind mit der Zeit eine ganze Reihe von Spielwarenzentren entstanden. Wie offizielle Berichte besagen, hat die Zahl der im Monat Oktober letzten Jahres nach Großbritannien und Amerika verschickten deutschen Spielzeuge einen Rekord erreicht. In den ganzen ersten zehn Monaten letzten Jahres sind 10,250 Tonnen deutsches Spielzeug allein nach England gegangen. Im Vergleiche zur Vorjahre bedeutet das eine Zunahme um 10 Prozent, im Vergleiche zum Jahre 1907 sogar eine solche von 17 Prozent. Aber England wird in dieser Hinsicht noch von Amerika übertroffen, das, abgesehen von Deutschland selber, wohl der bedeutendste Verbraucher deutschen Spielzeuges ist. In den ersten 10 Monaten letzten Jahres wurden nicht weniger als 16,090 Tonnen deutschen Spielzeuges nach Amerika verschifft. Insgesamt schätzt man die Einnahmen aus dem Spielwarenexport in letztem Jahre auf 3½ Millionen Dollars. Das bedeutet im Vergleich zum Vorjahre eine Zunahme von ungefähr $500,000.

Die Menschenfresser und das Europäerfleisch. — Wenn irgendwo in einem Kannibalenlande ein Europäer ermordet wurde, so galt es früher als ausgemacht, er habe seinen Weg in den Kochtopf der Mörder gefunden. Neuere Beobachtungen haben ergeben, daß diese Annahme wenigstens für einen großen Teil der Südsee, z. B. für den von Melanesiern bewohnten deutschen Bismarck-Archipel, irrig ist; es ist mit Sicherheit kein Fall bekannt, daß ein hier erschlagener Weißer auch verzehrt worden wäre. Man hat sich dann mit der Frage beschäftigt, woher das wohl komme, und eine Meinung ging dahin, das Fleisch der Weißen munde den Menschenfressern nicht; es schmecke nach Tabak, oder zu stark nach Salz, oder es habe infolge des Alkoholgenusses einen üblen Geschmack. Das wird nämlich von den Eingeborenen selbst behauptet, wenn man sie befragt. Aber es scheint nur eine Ausrede zu sein; sie mögen nicht gern gestehen, daß sie sich vor dem Geiste des erschlagenen Weißen fürchten. Diese Furcht nämlich dürfte allein die Erklärung für die Erscheinung liefern. Der kannibalische Melanesier ist mit einer gewaltigen Portion Aberglauben und Mißtrauen behaftet und besonders mit Furcht vor den ihm rätselhaften Zauberkünsten des Weißen. Daß diese Uebernatürliches hervorzubringen vermögen, sieht er ja an deren wunderbaren Waffen, Geräten und Schiffen. Die Geister der Erschlagenen können an diesen Zauberkünsten teil haben, und ihr Einfluß kann dem Schwarzen, der den Körper verspeist hat, vielleicht verhängnisvoll werden.

Wie wir uns vor dem Genuß uns unbekannter Tiere scheuen, so scheut der Kannibale des Bismarck-Archipels das Menschenfleisch, das nicht von seinesgleichen oder ihm ähnlichen Leuten herrührt. Die Frage, was denn mit den ermordeten Weißen geschehe, ist dahin zu beantworten, daß man sie gewöhnlich ins Meer wirft. Es kommt auch vor, daß man sie am Tatort einfach liegen läßt, während man die Leichen der etwa mit jenen zusammen erschlagenen Farbigen mitnimmt und verzehrt. Gelegentlich soll man indessen die Skelette der Weißen aufbewahren, weil man ihnen besondere nützliche Kräfte zuschreibt. Geistig höher entwickelte Kannibalenvölker, wie die alten polynesisch-melanisch gemischten Bewohner von Fidschi, scheinen dagegen jene Scheu vor dem Fleisch des Weißen nicht gekannt zu haben.

Die Entstehung der Lungenschwindsucht ist trotz der unzähligen Untersuchungen, die man in den letzten Jahrzehnten unter Heranziehung aller medizinischen Spezialfächer angestellt hat, auch heute noch ein zum großen Teil ungelöstes Problem. Hatte man unmittelbar nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus geglaubt, der gefährliche Keim gelange einfach mittels der Atmung in die Lungen und siedele sie dort in den schlechter als die übrigen Lungenabschnitte durchlüfteten und daher widerstandsunfähigern Lungenspitzen an, so zeigte sich bald, daß sich der Infektionsweg durchaus nicht in allen Fällen so sich bestimmen läßt, wie es anfangs den Anschein hatte. In der Folge ist die Einatmungstheorie ganz beträchtlich eingedämmt worden, und es giebt sogar Forscher, die sie überhaupt gänzlich verwerfen zu müssen glauben. So zog der berühmte Entdecker des Diphtherieserums, Professor v. Behring, aus seinen experimentellen Untersuchungen den Schluß, daß die Schwindsucht fast stets das Endstadium einer tuberkulösen Infektion darstelle, die in der Kinderzeit von den Verdauungsorganen aus erfolgt. Nach diesem Gelehrten vermögen die Bazillen, wenn sie mit der Nahrung oder anderswie in den Darm gelangen, diesen und sogar die benachbarten Unterleibsdrüsen ohne Hinterlassung sichtbarer Spuren zu durchwandern und so auf dem Blutwege in die Drüsen der Luftröhren und in die Lungen einzudringen. Die allgemeine Anerkennung hat sogar diese Lehre allerdings nicht zu erringen vermocht. Zu ihrer Widerlegung hat man zunächst darauf verwiesen, daß zur Erzeugung einer Fütterungstuberkulose beim Tier weit erheblichere Bazillenmengen notwendig sind, als sie bei der spontanen Ansteckung jemals in Frage kommen. Außerdem aber müßte—ganz abgesehen davon, daß nach den neuesten, sehr gründlichen Forschungen die Rinderperlsuchtkeime beim Menschen nur äußerst selten eine bösartig verlaufende Tuberkulose verursachen — die Schwindsucht bedeutend abgenommen haben, seit man die Säuglinge durchweg mit abgekochter Milch ernährt, in der die etwa vorhandenen Bazillen abgetötet sind. Das ist aber nicht der Fall. Eine scheinbare Bestätigung der Lehre, daß die Schwindsucht Erwachsener auf eine in früher Jugend erfolgte Infektion zurückzuführen sei, erblickten manche in den Ergebnissen systematischer pathologisch-anatomischer Untersuchungen, die zu dem überraschenden Schlusse nötigen, daß fast jeder Mensch einmal im Leben, und zwar meist schon als Kind, von einer tuberkulösen Erkrankung befallen wird. Im Einklang hiermit steht die Tatsache, daß in Großstädten bei 90 bis 100 Prozent aller Schulkinder die Probeimpfung mit Tuberkulin positiv ausfällt, was darauf hindeutet, daß bei ihnen allen im Körper irgendwo ein tuberkulöser Prozeß sich abspielt oder sich abgespielt hat. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß es sich dabei oft um verhältnismäßig harmlose Infektionen mit Perlsuchtbazillen oder um ziemlich gutartige Drüsentuberkulosen menschlichen Ursprungs handelt. Daß eine einmalige Verseuchung des Körpers mit Tuberkelbazillen gegen spätere Erkrankungen einen gewissen Schutz gewährt, wie mehrere Gelehrte annehmen, ist nicht ganz ausgeschlossen; immerhin kann dieser Schutz bestenfalls nur von kurzer Dauer sein, denn die Statistik lehrt, daß die Sterblichkeit an der Tuberkulose beim Menschen bis ins hohe Alter fast stetig zunimmt. Nicht viel besser begründet ist die ziemlich verbreitete Anschauung, daß es sich bei der Entstehung der Tuberkulose stets um eine von innen aus erfolgte Neuinfektion des Organismus handle, daß also der Tod an der Schwindsucht bewissermaßen nur die Schlußszene eines Dramas bilde, dessen Beginn in die Kindheit des betreffenden Kranken falle. Ist es bei der überreichen Gelegenheit, im Laufe eines langen Menschenlebens tuberkulös infiziert zu werden, schon überaus schwierig oder ganz unmöglich, eine spätere Uebertragung der Krankheit mit Sicherheit auszuschließen, so erscheint es weiterhin schwer verständlich, warum die bösartigen Keime in manchem Körper jahrzehntelang ruhen sollen, um endlich vielleicht noch nach fünfzig und mehr Jahren die Lungen zu durchseuchen. Berücksichtigt man, daß die Schwindsucht in den Städten mit Vorliebe die Männer ergreift, und daß ganz im Gegensatz zu dem beträchtlichen Rückgang der Krankheitsziffer in neuester Zeit die Tuberkulose bei der weiblichen Bevölkerung in Preußen zugenommen hat, so liegt es sehr nahe, an den schädlichen Einfluß der gewerblichen Tätigkeit und bestimmter sozialer Faktoren zu denken. Sorgfältige statistische Untersuchungen in einem stark durchseuchten kleinen Ort in der Nähe von Karlsruhe, die fast auf ein volles Jahrhundert zurückgehen, bestätigen von neuem die ungeheure Bedeutung der Wohnungsfrage für die Verbreitung der Schwindsucht, beweisen aber außerdem, daß die elterliche Tuberkulose die Sterblichkeit der erwachsenen Nachkommen nicht mehr in nennenswertem Grade beeinflußt. Von denen, die in früher Jugend der Ansteckung ausgesetzt waren, stirbt ein Teil sehr bald, ein anderer in den Entwicklungsjahren, in denen ja besonders hohe Anforderungen an den Organismus gestellt werden und zahlreiche Schädlichkeiten auf ihn einwirken; erreichen sie aber das Mannesalter, so ist ihre Sterblichkeitsziffer nicht mehr höher als die der Durchschnittsbevölkerung. Nicht uninteressant ist übrigens, daß auch in Ortschaften, in denen seit einer Reihe von Jahren keine Tuberkulose mehr vorgekommen ist, ein ganz erheblicher Prozentsatz der Schulkinder sich durch den positiven Ausfall der Tuberkulinimpfung als infiziert erweist; ein Beweis dafür, wie leicht man auch außerhalb des Heims den Krankheitskeim in sich aufnehmen kann, natürlich ohne daß eine solche Infektion im spätern Leben jedesmal ein ernsteres Leiden im Gefolge hat. Man wird vielmehr kaum fehlgehen mit der Annahme, daß für die Mehrzahl aller Fälle von Schwindsucht bei Erwachsenen eine frische Ansteckung und nicht eine Infektion aus der Kindheit verantwortlich zu machen ist. Dafür sprechen auch die ausgezeichneten Erfolge der jetzt üblichen Bekämpfung der Seuche, wobei man bekanntlich von dem Grundsatz ausgeht, daß es darauf ankommt, alle zu unserer Kenntnis gelangenden Infektionsquellen zu verstopfen und auf diese Weise Menschen aller Altersklassen vor der Berührung mit den Krankheitskeimen zu bewahren. Diese Verhütungsmaßnahmen umfassen also die ganze Bevölkerung und haben, wie die Statistik lehrt, gerade auch bei den Erwachsenen gute Früchte getragen; kämen sie nur den Kindern zugute, so hätten sie in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer Durchführung nicht eine so erhebliche Verminderung der Sterblichkeitsziffer bewirken können.

Inserat. — Die Dame von junonischen Formen (anscheinend Witwe), die gestern nachmittag auf der Kreditbank 50,000 Mark deponierte, wird (falls das Depot ihr eigen) von dem stattlichen brünetten Herrn, der ihr den entglittenen Tausendmarkschein aufhob, unter der Chiffre „Eventuell auf emig Dein" um ein Lebenszeichen gebeten.

Rudolf Bittner

Deutscher Fleischer und Wurstmacher

1530 Tenth Av. Norgang Block

Stets frisches Fleisch und gute deutsche Wurst.

Mäßige Preise.

Frische Butter und Eier am Lager

Importierte

Oesterreichische und Ungarische Waren

Szegediner Süß Paprika,	1 Pfund 80c
Rosen-Paprika	1 Pfund 75c
Königs Paprika,	1 Pfund 70c

Oesterreichischer Tabak:

Feinster Türkischer, feinster Herzegowina Purutschan, Dalmatiner, feiner Herzegowina (17er), mittelfeiner türkischer (13er) Landtabak, Virginia und Portorico Zigarren, sowie auch Meerschaumpfeifen, Schemitzer Pfeifen mit Weichselrohr, Zigarren- und Zigarettenspitzen, deutsche Spielkarten, Tarok-Karten, Bartwichse, Bartbinden, Bartbürsten, Ledertabaksbeutel und -Etuis, Zigarettenpapier: Le Griffon, Club, Samum. Hülsen: Cort Tip, Gold Tip, Le Delice, Le Griffon, Zigaretten-Maschinen, Rasiermesser etc. etc.

Sammet-Hausjantoff in (Schlappen) per Paar $1.00.

Bitte verlangen Sie Preisliste.

Postaufträge werden prompt erledigt.

M. Kleckner

Barber-Shoe und Cigar-Store

207 Logan Avenue und Ecke Main-Str.

Winnipeg, Man.

Kühlend, wohlschmeckend und nahrhaft ist

Regina Bier

gebraut aus feinstem Malz und Hopfen.

Monarch Marke

Sodawasser

hergestellt nur mit destilliertem Wasser.

Regina Brewing Company, Ltd.

Regina Tel. 541 Post-Box 108